

1 EINFÜHRUNG

Als Ernst Robert Curtius 1948 nach umfangreichen Vorarbeiten sein Werk über „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“ veröffentlichte, war der Stoff seiner Darlegungen nicht neu oder unbekannt.¹ Er lag aber vereinzelt vor, etwa in der Literatur zu den verschiedenen „Renaissancen“, oder in den Quellennachweisen großer textkritischer Ausgaben. Curtius lenkte den Blick auf die handwerkliche Seite der Literatur, indem er auf die große Zahl tradierbarer und tradierter Elemente der europäischen Literatur verwies. Er isolierte kleinste Bausteine thematischer Art und verfolgte ihr Auftreten durch oft mehr als ein Jahrtausend; ein weithin schulgebundener Traditionsstrom von der Antike bis zur Neuzeit wurde so bloßgelegt. Als Belege dienten Texte nahezu jeder Gattung, nicht nur der Literatur, sondern auch Texte, die wir zur Theologie, Philosophie oder auch zur Historiographie zu rechnen gewohnt sind, dazu auch Schultexte rhetorischen Inhalts. Solch nachdrückliches Insistieren auf der handwerklichen Seite der Literatur mag u. a. gegen jene über 200 Jahre alte Vorstellung vom Genie gerichtet gewesen sein, das sich dadurch ausweist, daß es alles neu und anders macht; auch gegen jene aus der Romantik herrührende Art, das Vermitteln und Erregen von Empfindung allein schon für Kunst zu erklären. Es sei hier aber gleich ausgesprochen, daß die Betonung des Handwerks gegenüber den solange gepflegten und als Individualität gelobten Weisen des Willkürlichen die Wissenschaften hätte zur Ordnung rufen, nicht aber an die Ursprünge bedeutender Werke führen können. Ob letzteres Curtius' Anspruch war, mag hier unerörtert bleiben.²

Um zu seinem Ziel zu gelangen, hatte Curtius damals darauf verzichtet, die von ihm benutzten Werke nach ihrem Rang zu unterscheiden und die von ihm als Traditionsgut isolierten Elemente in dem Kontext zu behandeln, in dem er sie angetroffen hatte. Es ist kaum vorstellbar, daß Curtius selbst dies nicht als Aufgabe gesehen haben sollte. Die alsbald einsetzende Toposforschung ist weithin andere

- 1 Ernst Robert CURTIUS' Verhältnis zur vorherigen Literatur ist weniger aus seinem Werk: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern 1948 u. ö., als aus dem Aufsatz „Begriff einer historischen Topik“, (Zur Literaturästhetik des Mittelalters II; 1), Zeitschrift für Romanische Philologie 58 (1938), S. 129–143 (ND in der in Anm. 16 genannten Aufsatzsammlung), sowie aus den in seinem Buch genannten Vorarbeiten zu ersehen. Fraglos besaß z. B. Eduard NORDEN, Die antike Kunstprosa, 2 Bde., Leipzig 1898, zumal S. 883–908, Klarheit über die Bedeutung der Rhetorik für die Poesie zumal der römischen Antike und des Mittelalters. Gelegentlich wurden schon vor CURTIUS einzelne Topoi für einen längeren Zeitraum untersucht, z. B. Franz ERBIG, Topoi in Schlachtenberichten römischer Dichter, Diss. phil. Würzburg 1931.
- 2 Es wird davon abgesehen, daß CURTIUS den Anspruch erhob, eine Jahrtausende umfassende Literaturwissenschaft zu begründen. Zur philosophischen Orientierung des Vorworts s. weiter unten.

Wege gegangen.³ Wohl aber hat Helmut Beumann rasch auf die Gefahr reagiert, die in der Isolierung des Traditionsgutes aus den Texten liegen konnte: Die Vorstellung schülerhaft abschreibender Autoren. Beumann zeigte,⁴ wie Einhard als weltlicher Geschichtsschreiber sich in fast polemischer Weise mit Sulpicius Severus auseinandersetzte, um sich Raum für die Darstellung von Herrschertaten zu verschaffen. Beumann konnte darlegen, daß und wie Einhard sich ausschließlich in Traditionsgut bewegte, die überlieferten Gedanken neu ordnete und akzentuierte und so mit demselben Gut wie Sulpicius Severus seinen festumrissenen Standpunkt formulierte.

Dennoch ist es heute wohl überwiegend so, daß der Hinweis auf den topischen Charakter eines Berichtes genügt, um diesen als Quelle zu entwerten. Es wäre aber danach zu fragen, ob sich nicht im menschlichen Leben selber immer wieder verwandte Situationen ereignen, die zu gleichartigen Schilderungen Anlaß geben; ob nicht gerade die Ausrichtung der Menschen auf bedeutende Vorbilder in den wichtigsten Bereichen der Schilderung menschlichen Lebens zu Ähnlichkeiten führen mußten. Was irritiert und ein quellenkritisches Problem aufwirft, ist die relative Häufigkeit der je im Text isolierten Einheit. Dies trifft nicht nur auf die Topoi, sondern auch auf andere festgefügte Formen zu, ob man nun an die vor allem in der protestantischen Theologie zur Bedeutung gelangte Formengeschichte denkt, oder an den Begriff der Typisierung, wie er bisweilen in der Vorstellung von Heiligen gebraucht wird und dort doch besagen soll, daß ein Autor in einer Heiligenvita den Lebenslauf nach der Fiktion eines Ideals preßt und somit verfälscht.⁵

Zu Recht behandelt František Graus die Frage der Topoi in der Hagiographie in seinem Kapitel „Die Typisierung in der Legende“.⁶ Er hält es für geradezu zwangsläufig, daß die Hagiographie Topoi verwendete oder ausbildete und erklärte dies mit dem Charakter der Texte als Propaganda. „Denn jede Propaganda muß einfach sein und wiederholen, eine Tatsache, die sich besonders eindeutig auch in der modernen Propaganda manifestiert hat“ (S. 73; s. auch S. 77). Doch ist es wohl ein Mißgriff, im Begriff der Propaganda die Hagiographie mit Werbespot, Slogan oder gar der Öffentlichkeitsarbeit gewisser Staaten, die für solche Aufgaben einen eigenen Minister bestellen, auf eine Ebene zu stellen. Dies ist nur möglich, wenn man die Inhalte nicht bedenkt, und könnte zudem auf die völlige Verkennung des

3 S. die Aufsatzsammlungen von BÄUMER und JEHN, Anm. 16.

4 Helmut BEUMANN, Topos und Gedankengefüge bei Einhard, *Archiv für Kulturgeschichte* 33, 1951, ND in ders.: *Ideengeschichtliche Studien zu Einhard und anderen Geschichtsschreibern des frühen Mittelalters*, Darmstadt 1961, S. 1–14.

5 Die Methode der Formengeschichte ist verbunden mit den Namen Martin DIBELIUS, *Die Formengeschichte des Evangeliums*, Tübingen 1919 u. ö. und Rudolf BULTMANN, *Die Geschichte der synoptischen Tradition*, Göttingen 1921 u. ö.; daneben als Einführung Klaus KOCH, *Was ist Formengeschichte*, Neukirchen 1964. Inzwischen versucht auch die Mediävistik, sich dieser Methode zu bedienen: Friedrich LOTTER, *Severin von Noricum. Legende und historische Wirklichkeit*, Monographien zur Geschichte des Mittelalters 12, Stuttgart 1976; dazu s. unten.

6 František GRAUS, *Volk, Herrscher und Heiliger im Reich der Merowinger*, Prag 1965, S. 62–68.

wirklichen Beweggrundes wichtigster hagiographischer Überlieferung hinauslaufen. Ferner leidet auch diese Erklärung der Topoi daran, daß das jeweils geringste denkbare Motiv menschlichen Handelns auch von vorne herein für das wahrscheinlichste gehalten wird. Nun reicht, wie einzuräumen ist, diese Feststellung nicht aus, Graus' Werk zu charakterisieren und zu beurteilen. Graus bestreitet zu Recht, daß nur aufgrund von Topoi Abhängigkeiten unter Autoren erkannt werden können und wichtiger noch: „Ebenso darf uns die Feststellung eines Topos nicht dazu verleiten, die Nachricht oder Behauptung, die topisch dargestellt ist, einfach a limine als ‚unhistorisch‘ zu verwerfen“.⁷ Es ist nicht ohne Reiz, daß Graus seinen Lesern Wichtigkeit und Brauchbarkeit sogenannter Topoi am eigenen Briefeschreiben deutlich macht – wer mit Hinweis auf Topoi eine Quelle beiseiteschiebt, besteht also mit seinen eigenen schriftlichen Äußerungen nicht vor der eigenen kritischen Methode. Anders: Die tausendfach niedergeschriebene Behauptung, etwas sei nur ein Topos, ist längst nur ein Topos der Wissenschaft geworden. Mit Curtius' Vorstellungen trifft sich Graus in dem Bestreben, Veränderungen von Topoi festzustellen. Auch bei der Erörterung der „Typisierung“ geht Graus mit Behutsamkeit vor, indem er auf moderne Entsprechungen verweist.⁸ Er denkt an den Detektivroman, an den „tapferen Soldaten“, die „mißverständene Frau“ etc. und spricht von „Wissenschaftshagiographie“; seine Beispiele reichen bis in das Alltagsleben.

Dies alles hat den Vorteil lebensnaher Warnung vor voreiliger Geringschätzung; Graus macht zudem darauf aufmerksam, daß Menschen offenbar gar nicht anders miteinander reden, nicht darstellen können, ohne an bekannte Vorstellungen anzuknüpfen. Man muß fragen, ob die Vielfalt der Erscheinungen überhaupt beliebig sein kann, ob nicht nach verhältnismäßig wenigen Typen in freilich zahlreicher Vielfalt der Varianten geordnet werden könne, ja müsse. Der Nachteil der Beispielsammlung von Graus liegt m. E. darin, daß der Rang der Texte nicht bedacht wird; dadurch bleibt auch der Grund sogenannter Typisierung im Dunkel. Der Heilige als Gegenstand einer Literaturgattung unterscheidet sich doch erheblich von allen Beispielen, die Graus nennt. Der Heilige hat seine Existenz auf seinen Schöpfer und Herrn ausgerichtet; Graus hat selber zutreffend festgestellt, daß der Tod die Vollendung dieses Lebens ist,⁹ eines Lebens, das in wachsender Bereitschaft für diesen Herrn besteht. Einige der bedeutendsten Heiligen hätten, gäbe es diesen Herrn nicht, vielleicht nichts Sinnvolles auf dieser Erde getan, und ihre Vita könnte nur noch als Zeugnis des Abstrusen, Zeugnis endlich überwundener Irrtümer gelten. Indem nun diese Heiligen alle demselben Herrn zustrebten, müssen zahlreiche Lebensumstände, die den Historiker interessieren mögen, für den Heiligen, und deshalb auch für den Hagiographen unwichtig werden, muß dem Heiligen selber, nicht erst der Vita und ihrem Verfasser, die Tendenz zur Einheitlichkeit innewohnen. Es erscheint von vorneherein zweifelhaft, ob der Grund sogenannter Typisierung überhaupt, oder vorwiegend beim Autor der Vita zu suchen ist. Erst wenn es stimmt,

7 S. 75; so ähnlich Wolfgang BRÜGGEMANN, Untersuchungen zur Vitae-Literatur der Karolingerzeit, Diss. phil. Münster 1957, S. 33–36.

8 S. 62f.

9 S. 63f.

daß die Strenge der Heiligen selber ihrem Leben verwandte Grundzüge gab, gewinnt die andere Möglichkeit Gewicht, daß ein späterer Autor die mangelnden Kenntnisse auffüllte, oder überspielte, indem er aus eigener allgemeiner Kenntnis heiligen Lebens ältere Geschichten seinem Heiligen zuschrieb, die ihm prinzipiell als Heiligem hätten gehören können, daß spätere Vitenüberarbeitungen auf eben-diese Art den ursprünglichen Textbestand erweiterten. Wenn man damit Glauben fand, so doch wohl deshalb, weil das Leben der Heiligen selbst solcher Einheitlichkeit zustrebte; noch der Mißbrauch lebte davon, daß es jene Heiligen gab, deren Leben vom gleichen Ziel her auch zur Gleichartigkeit tendierte,¹⁰ solch mindere Texte führten eine geliehene Existenz.

Friedrich Prinz hat einerseits Schilderungen von Klostergründungen *in eremo, in solitudine* o. ä., fast immer als „hagiographischen Topos“¹¹, gar als „Eremitenromantik“¹² verworfen. Andererseits stellte er bei der Behandlung der monastischen Wertschätzung der Arbeit fest: „Vor allem die Erfordernisse der Rodung bei den zahlreichen Klostergründungen ‚in eremo‘ gaben der Heiligung der Arbeit in christlicher Sicht einen starken Auftrieb“¹³. Der Reflexion über Topoi widmet er eine halbe Seite und bezieht sich auf Äußerungen merowingischer Heiligenviten, die den Heiligen in herrscherlicher Tätigkeit zeigen, und ihm sei zugestimmt, wenn er hier schreibt, man könne diese Berichte nicht als Topoi abtun.¹⁴ Was stört, ist die Willkür, mit welcher das eine beiseitegeschoben, das andere als verlässlicher Bericht ausgewertet wird. Nur die Beschäftigung mit dem Einzelfall wird klären, ob ein topisch anmutender Bericht zu verwerfen ist, und der Historiker ist gegenüber der Quelle in der Beweispflicht. Es genügt nicht, sich auf die Frage nach der Veränderung von Topoi, oder dem Aufkommen neuer zu reduzieren. Nicht folgen wollen wir auch der Behauptung, „auch Topoi entstehen nur durch die prägenden Kräfte bestimmter historisch-gesellschaftlicher Momente“. Bedingungen werden hier zum handelnden Subjekt gemacht.

Zwei Aufsatzsammlungen geben den raschesten Überblick der zum eigenen Forschungszweig erhobenen Beschäftigung mit Topoi. In den Sammelbänden von M. L. Baeumer und P. Jehn erfährt man, daß die Literaturwissenschaft sehr bald bemerkt hat, daß Curtius' Toposbegriff keineswegs Aristoteles entnommen ist, der Beweismöglichkeiten für unwahrscheinliche Schlüsse im Dialog suchte, deshalb die Topik der Dialektik zuordnete; oder der römischen Rhetorik, die sich um handwerkliche Systematisierung der Beweismöglichkeiten bemühte, wohl auch vorgefertigte Beweismuster anbot. Zu Recht warf man Curtius vor, er habe verschiedene Begriffe durcheinandergeworfen: Topos, Metapher, Bild, Motiv, Formel, Klischee

10 Fehl geht m. E. der Vergleich des Heiligen mit Helden S. 77. Man gewinnt auf dieser S. den Eindruck, als halte GRAUS Helden wie Heilige für das Produkt eines literarischen Tricks.

11 S. Endnote I.

12 Fr. PRINZ, Frühes Mönchtum im Frankenreich, München-Wien 1965 (ND 1988) S. 315.

13 S. 538.

14 S. 499.

etc. Die Arbeiten von Mertner, Veit, Emrich und Obermayer seien genannt.¹⁵ Die Möglichkeit, zu jener älteren und am rhetorischen Unterricht und Gebrauch orientierten genaueren Begrifflichkeit zurückzukehren, ist wohl nicht gegeben. Der Sprachgebrauch ist wohl der, daß kleine und kleinste Elemente eines Textes – Bilder, Metaphern, einzelne Gedanken, auch fertige, in sich vollkommene Schilderungen wie der locus amoenus als Topoi bezeichnet werden, wenn diese als Einheit isolierbar und in den Texten eines bestimmten Zeitalters öfters anzutreffen sind.

Max L. Baeumers Versuch, die Entwicklung einzelner Topoi nach einem System hegelscher Dialektik durchzuführen ist gescheitert.¹⁶ Peter Jehn verfolgte aus

15 Die Arbeiten der genannten Autoren in den Aufsatzsammlungen von M. L. BAEUMER, Toposforschung, Wege der Forschung 395, Darmstadt 1973, und Peter JEHN, Toposforschung., Respublica 10, Frankfurt am Main 1972.

16 Max L. BAEUMER, Dialektik und zeitgeschichtliche Funktion des literarischen Topos, in: Toposforschung, Wege der Forschung 395, Darmstadt 1973, S. 299–348, an drei Beispielen: „Goldene Zeit“, „Dionysos“, „Fülle des Herzens“; dazu der Abriß zum Begriff „Romantik“, zu „Dichtung als verborgene Theologie“ und „edle Einfalt“. BAEUMER erliegt einer Gefahr, die schon CURTIUS' Methode innewohnte: Es wird alles zusammengetragen, was je in der Literatur unter dem Namen des Dionisos dargeboten worden ist. Die Erscheinungsformen des Dionysoskultes stehen in einer Linie mit der „niedersten sexuellen Brutalität“ (336ff; leider fehlt der Platz, die Fülle der Fehleinschätzungen im Einzelnen nachzuweisen) moderner Texte, was schon deshalb nicht unter den Begriff hegelscher Dialektik paßt, weil da nichts aufgehoben ist von dem, was Dionysos oder das Dionysische als Inbegriff rauschhaften Schaffens je bedeutet haben. Dialektik ist nur noch ein Begriff, unter dem das Inkommensurable zusammengepreßt wird. Der Pendelschlag zwischen zwei beziehungslosen Polen ergibt noch keine Dialektik, hier keine Fortentwicklung des Geistes. Nur noch als grotesk läßt sich die Harmonisierung Nietzsches bezüglich seines Begriffs des Dionysischen mit seinem Zeitalter bezeichnen (S. 315). Dies war für BAEUMER notwendig, um den Anschluß an die „zeitgeschichtliche Funktion“ – die Hegels Zeitgeist offenbar ersetzen soll – zu gewinnen. Nietzsches Begriff des Dionysischen gerät zu einer „völlig undemokratischen Verherrlichung der ‚höchsten Typen‘ des Lebens und der ‚eigenen Unerschöpflichkeit‘ des großen Herrenmenschen“; dies drücke „die überhebliche zeitgeschichtliche Auffassung der Gründerzeit treffend aus“, als hätte dies alles außer äußerer Gleichzeitigkeit irgendetwas miteinander zu tun.

Ähnlich geht es mit dem Wort von der *abundantia cordis*. Auch hier ist zu fragen, was die verschiedenen Zitate überhaupt außer den drei Worten „Fülle des Herzens“ miteinander gemein haben. In der biblischen Vorlage meinte Christus das Herz als Gefäß, und in der Matthäusdarstellung schalt er die Pharisäer, die zuvor behauptet hatten, Christus treibe den Teufel durch Beelzebub aus. So waren sie „Otterngezücht“, nichts Gutes war in ihren Herzen. Demgegenüber gab es die Möglichkeit eines gotterfüllten Herzens. So etwa hätten Paulus oder Bernhard von Clairvaux reden können. BAEUMER hat entsprechende Belege aus dem Pietismus. Was hat das nun damit zu tun, wenn Goethe Werther am 20. Januar an Lotte schreiben läßt: „Wie ausgetrocknet meine Sinne werden, nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht eine tränenreiche Stunde!“ (S. 338–343; Mt. 12,34; das Goethezitat bei BAEUMER S. 340). Fülle des Herzens ist ein leeres Wort; zur selben Stunde können verschiedene Menschen von gänzlich verschiedenen Dingen erfüllt sein, eine dialektische Beziehung ist da nicht auszumachen. Das Unzusammenhängende ist auf eine Schnur gezogen, kein „dialektisch wechselnder Gebrauch von Topoi“ wurde nachgewiesen. Kein Hinweis darauf, „daß die historische Entwicklung von Topoi, bzw. ihre Anwendung nach der Gesetzlichkeit eines dialektischen Prozesses Hegelscher Auffassung in einer aus dem Widerspruch resultierenden Bewegung fortschreitet und so den geschichtlichen Wandel des gesellschaftlichen und geistigen Geschehens in Wort und Schrift ausdrückt“. Es sei übergangen, daß weder der Begriff des Gesellschaftlichen eingelöst wird –

ideologischer Bindung das bekannte Entlarvungsmuster, das Curtius mit seinem gesamten Werk unter den Begriff der Restauration zwingt, unter dem qualitative Unterscheidungen nicht möglich und für den in ideologischer Fixierung gefangenen Autor auch nicht nötig sind. Dies mag insofern im intellektuellen Trend liegen.¹⁷

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Curtius' Bemühungen, seiner Entdeckung, seinem Ergebnis im Denken seiner Zeit einen Platz zuzuweisen, zu fast absurden Anlehnungen an Toynbee, Bergson und C. G. Jung geführt hat. Aber weder diese, noch die ideologischen Zuweisungen Jehns nützen uns angesichts der Entdeckung Curtius'. Einmal unterläge ja auch Jehns Vorgehen derartigen Zuweisungen zu geistigen Trends und würde so seines Erkenntniswertes beraubt; zum anderen: Was Curtius abweichend vom antiken Sprachgebrauch *Topos* nannte, ist in der Literatur aller Jahrhunderte aufzuweisen; wir haben es einzuordnen und zu erklären. Dies läßt sich aber nicht dadurch erreichen, daß man die beobachtete Erscheinung isoliert und entweder aus sich selbst erklärt, oder aus dem Werk gerissen und verselbständigt als eigene Größe bestimmten Verhältnissen zuordnet. Der Ort des *Topos* ist das Werk, in dem er aufgefunden wird. Darüber ist folglich im Gesamten des Werkes nachzudenken; dieses ist die Einheit, von der auch dann noch auszugehen ist, wenn man den Blick auf einen Längsschnitt durch eine größere Epoche richten will. Der Autor des Werkes aber bleibt das handelnde Subjekt, er entscheidet sich aus eigenem Antrieb oder im Auftrag eines anderen handelnd; aus sich selbst ist kein *Topos* eine geschichtliche Erscheinung.

Als Gustavo Vinay 1960 seine Kritik an Curtius' Buch, auf die französische Übersetzung bezogen, in den *Studi Medievali* veröffentlichte,¹⁸ war die kritisierte Arbeit bereits derart als Grundbuch in den Lehrbereich aufgenommen, daß nicht nur in Deutschland eine Kritik keinerlei Gehör mehr fand. Auch Baeumer und Jehn ist Vinays Rezension entgangen. Und doch war es Vinay, der das völlig Disparate, oft Ungeordnete, Zusammenhanglose der Stoffanordnung wie –behandlung beobachtet hatte, den Dogmatismus, mit dem einleitend aus Toynbee, Bergson, Jung argumentiert wird, die erstaunliche Dürftigkeit seiner geschichtlichen Erklärungen (S. 198). Diese Art der „Wissenschaft von der europäischen Literatur“ (Curtius S. 25) war Vinay einfach zu oberflächlich, ohne Eindringen in Autoren und Werke, dafür in der Ausweitung eines qualitativ nicht geschiedenen Stoffes uferlos. Für die mittelalterliche Disziplin war ihm damit nichts gewonnen. Das eklektische Gerüst einer Geschichtsbetrachtung, wie Curtius es im Vorwort zur Voraussetzung seines Arbeitens erklärte, war Vinay nicht jene „*consapevolezza filosofica*“, die Curtius selbst fordern wollte. Vinay beobachtete, ohne damit nur Curtius zu meinen: „*In luogo della filosofia si ideologia la tecnica*“. Aber er fand, daß in Curtius' Werk

eher ist konventionelle Geistesgeschichte und das Wort, nicht der Begriff der Dialektik am Werk – noch ist gezeigt, inwiefern etwas fortschreitet. Auf weitere Beispiele sei verzichtet.

17 Peter JEHN, E. R. CURTIUS, Toposforschung als Restauration, Einleitung zu dem in Anm. 15 genannten Sammelband.

18 *Filologia e ambizioni storiografici*, *Studi Medievali*, 3^a serie (1960) S 195–202. Zur Wirkung von CURTIUS in Italien: Massimo OLDONI, E. R. Curtius e gli studi mediolatini in Italia, in: E. R. Curtius, Werk, Wirkung, Zukunftsperspektiven, Heidelberger Symposion zum 100. Geburtstag 1986, hg. von Walter BERSCHIN und Arnold ROTHE, Heidelberg 1989, S 209–214.

der philosophische Eklektizismus des Vorwortes im Weiteren einem „paludato empirismo“ wich. Ihn störte die Reduktion der Literatur „a problema tecnico, anziché un pericolo, l'ampiezza dell'indagine viene considerato prova della fruttuosa validità di un metodo. Siamo ammalati di tecnicismo e di empirismo.“ Den Erfolg des kritisierten Buches erklärte er sich zumal damit, daß Autor und Leser in diesem tecnicismo einander verbunden waren. Dem läßt sich nicht widersprechen.

Freilich bedeutete Curtius' Buch keineswegs den Höhepunkt technischer Auffassung von Literatur, eigentlich sollte man sagen: Der Künste. Die Vorstellung von einem verfügbaren Fundus von Topoi, die man zum Werk zusammensetzt, steht als Produkt technischer Auffassung von Literatur nicht allein. Aus der Auffassung, Literatur sei als Produkt rhetorischen Handwerks erklärbar, sind auch jene Methoden hervorgegangen, die einen zwingenden Charakter der literarischen Gattung, literarischer Kleinformen unterstellen, wie etwa die aus der Theologie entlehnte Methode der Formengeschichte. Hatte eine mittelalterliche Geschichtsschreibung oberhalb des Individuums von allem einen prüfenden, strafenden, aber auch gnadenvollen Gott erkannt, der die Geschichte zu seinem Ziel führen würde, so hat die neuere Historiographie solch überindividuelle Macht zwar aus ihren methodischen Überlegungen verbannt, dafür aber die erstaunlichsten überindividuellen Geschichtsmächte eingeführt, die einen entscheidenden und handelnden Menschen gar nicht mehr in den Blick zu nehmen erlauben. Die Vita ist so zu einer Gattung geworden, in der dem Hagiographen Raum zu Eigenem nicht mehr bleibt, gerade als würde Eigenes nur in ständiger Erfindung neuer Gattungen erwiesen, so als schlosse der Begriff der Gattung den Begriff des Individuums aus. Was aber, da es doch immer wieder einen Heiligen zu rühmen gab? In der Vita treten unentwegt Kleinformen wie Motive, Topoi auf, die wohl auch an andere Werke erinnern mögen. Also ist dies weitgehend aus solch frei herumirrender Motiv- und Toposmasse zusammengeklebt und –gekittet. Man behilft sich z. B. mit erbaulicher Absicht und der Behauptung, ein Anspruch auf geschichtliche Überlieferung bestehe kaum. Da braucht nicht gefragt zu werden, ob nicht in Gattung, Kleinformen, Motiven etc. Einsichten ihren Niederschlag gefunden haben, die sich bewährten, wiewohl sie modernen Auffassungen widersprechen mögen, so daß man sich erkennend in einem Traditionsrahmen bewegte, der weit genug war, das Eigene darin auszusprechen.

In der systematischen Anwendung dieses technizistischen Methodenspektrums bedeutete Fr. Lotters Arbeit über die Severinvita des Eugipp den fortgeschrittensten Zustand, den Inbegriff, die Aufgipfelung des Trends. Die vorangetriebene Ausschärfung allenthalben bereitliegender Methoden zeigt in Anwendung und Ergebnis eine solche Ambi- oder gar Polyvalenz, daß man häufig nur noch von einer völligen Verdrehung des Quellenbestandes reden kann, dem Vitenautor aber eine Chance des Entkommens nicht mehr gegeben ist. Beschreibt Eugipp sein Commemoratorium Vitae S. Severini als eine Materialsammlung, so wird rasch affektierte Bescheidenheit diagnostiziert, wiewohl die Vorstellung einer Materialsammlung so rasch kein zweites Mal in der Vitenliteratur anzutreffen ist. Somit ist Lotter sicher, das Gegenteil, nämlich die ausgearbeitete Vita, liegt uns vor. Dann aber wird Eugipp attestiert, er sei zu einer einheitlichen Konzeption seines Stoffes, zu einem

Werk aus einem Guß nicht fähig gewesen. Dies ist Willkür als Methode, so läßt sich alles „beweisen“, oder auch „widerlegen“.

Auf eine eingehende Besprechung dieses Buches sei verzichtet.¹⁹ Zu verwerfen ist die zugrundeliegende Vorstellung eines sich nach gattungsgebundenen Gesetzen vollziehenden Überlieferungsvorganges, den der Historiker zum Zwecke der Geschichtserkenntnis methodisch reversibel machen kann. Selbst wenn der Weg vom Leben des Heiligen zu seiner Überlieferung der einer der Gattung zugehörigen Methode wäre, die den vorgegebenen Stoff formt und verändert, so handelt doch auch der Wissenschaftler mit seinen Methoden formend und verändernd; es gibt die proklamierte Reversibilität nicht. Unsere Überlieferung ist in den Auffassungen und Sehweisen der beteiligten Personen tief verankert, damals wie heute, und diese sind mit keiner Säure oder Lauge auflösbar. Solche Überzeugungen bestimmen selbst die Wahrnehmung, heute wie damals, da das menschliche Auge keine photographische Linse ist, deren Reproduktionsgrenzen nur vom Objektivwinkel und dem Auflösungsvermögen begrenzt werden. Was wahrgenommen, oder nicht gesehen; wie begründet, wie gehandelt wird; wie für die Überlieferung Wichtiges von Unwichtigem, Würdiges von Unwürdigem geschieden wird, das erklärt sich zu allererst nicht aus Methode, sondern aus lebensbestimmenden Auffassungen – heute wie damals. Insofern ist die Vita nicht ätzend auflösbar, in der Hoffnung, daß im Säurebad historischer Methode der nüchterne Grundstoff der Geschichte übrigbleibe. Solche Verätzung zerstört unseren Quellenbestand total und gibt Wege frei für die Spekulation unter modernen Gesichtspunkten, schafft die Möglichkeit, vergangene Generationen nach unserem Maß neu zu zeichnen – zu verzeichnen. Damit sind sie aber jedem geschichtlichen Verständnis endgültig entzogen.

Die Heiligenvita als Überlieferung von einer geschichtlichen Gestalt wirft eigene Probleme auf, die in der Literatur – als Dichtung – nicht bestehen. Hier darf nicht ignoriert werden, daß eine Vita zunächst das Werk eines Autors ist, der einen nach seiner – und nicht nur nach seiner – Meinung vollkommenen Menschen vor-

19 Friedrich LOTTER, Severin von Noricum, wie Anm. 5. Meine Rezension: *Mittelalterliches Jahrbuch* 15 (1980), S. 228–235. Aus den von R. NOLL, *Literatur zur Vita S. Severini* verzeichneten Rezensionen sei herausgehoben Marc von UYTFANGHE, *Les avatars contemporains de l'„hagiologie“*, und die kurze Notiz von A. CAMERON, *American Hist. Review* 83 (1978), S. 139, der, ohne sich auf eine Methodendiskussion einzulassen, den von Lotter mit Severin von Noricum identifizierten Konsul des Jahres 461 noch nach Severins Tod in Rom inschriftlich nachweisen kann. So einfach war das komplizierte Gebäude einzureißen. Zu Recht hat Harald DICKERHOFF, *De institutione Sancti Severin*, *Zs. für bayrische Landesgeschichte* 46 (1983) S. 3–36, sich nicht irritieren lassen und teilt beachtenswerte Überlegungen zur Entwicklung des Mönchsvaters Severin mit. Lotter hat in einem Rundumschlag (*Zur Interpretation hagiographischer Quellen*) allen denen den Marsch geblasen, die ihm zu widersprechen wagten; dabei würdigt er meine 7seitige Rezension eine fast 8seitige Erwiderung. Aber sinnlose Methode führt zu falschen Ergebnissen. Es ist bemerkenswert, daß Lotter selbst sein unhaltbares personengeschichtliches Ergebnis einschränkt (SS. 39 und 60), dem er zuvor einen hohen Stellenwert beigemessen hatte. Die Methode hat nun einen Wert an sich; das Ergebnis wäre ja nur ein geschichtliches Faktum. Mit Nachdruck sei betont, daß seine verfehlte Methode ja gerade jene „intentionalen Fakten“, denen er nachjagt, die auch mein Interesse wecken, nicht greifen kann.

stellen und dem Andenken bewahren, ja seine Mitmenschen auch späterer Generationen damit auffordern will, von sich die gleiche Vollkommenheit zu verlangen. Es war ja jener Autor, der sich entschloß, auch jene Elemente zu verwenden, die wir Topoi nennen. Soweit sich dies nur auf die literarische Formung, das sprachliche Gewand bezog, wählte er zwischen oft mehreren Möglichkeiten; soweit es die Umstände des Lebens betraf, mögen wir die allgemeinen Verhältnisse der Zeit darin vermuten; wo es in die Substanz des Heiligenlebens selber reicht, wird immer zu bedenken sein, daß der Heilige selber ja Vorbilder kannte, die er nachahmte, denen er es dem Rang nach gleich tun wollte, an deren Leben er erkannt hatte, was Vollkommenheit im menschlichen Leben vor den Augen eines nicht nur als gütig vorzustellenden Gottes bedeutete. Das Übernehmen des Traditionsstoffes, die Anlehnung an ein Vorbild, jenes Sich-dem Größeren-Nachbilden gehört prinzipiell dem Heiligen, der Hagiograph kann dies vornehmlich vom Heiligen lernen. Dabei ist im Einzelfall nicht ausgeschlossen, daß aus mangelnder Kenntnis oder ungenügender Einsicht der Vitenautor in die falsche Richtung weist. Da der Heilige einem unwandelbaren Gott entgegenstrebte, konnte er das nur Neue, das Originelle nicht im Sinne haben; er konnte und mußte reiner sein wollen als andere Menschen. Einen Mose oder Elias, einen Johannes den Täufer oder auch einen Antonius konnte er nicht übertreffen wollen; solchen Gestalten konnte man sich nähern, ihnen je unter neuen Bedingungen nachstreben, doch blieben sie unerreicht.

Die vorliegende Arbeit nahm also ihren Ausgang an der Unzufriedenheit über das beschriebene Vorgehen und die damit verbundene Zerstörung unserer Quellentexte. Doch wollte ich von der erneuten Aufarbeitung eines typischen Toposstoffes Abstand nehmen. Die aus der Literaturwissenschaft stammende historische Topik bezog sich vornehmlich auf antike Stoffe und deren Weiterleben. Sie konnte für sich ins Feld führen, daß die Rhetorik selbst an festen, tradierbaren Gefügen interessiert war; so stellte der Unterricht des Grammatikers und Rhetorikers z. B. in der Behandlung der *inventio*, der *elocutio* mancherlei bereit, das zu topischer Prägung der Literatur beitragen mußte, leitete auch zu aufmerksamer Lektüre älterer Autoren unter diesem Gesichtspunkt an. Zwar beschäftigten sich die Klosterschulen des frühen Mittelalters mit der rhetorischen Hinterlassenschaft der Antike, entnahmen ihr die Schulbücher oder schrieben nach ihnen neue.²⁰ Wir kennen jedoch keinen Hinweis auf eine entsprechende Systematisierung des hagiographischen Stoffes. Es mag Grenzen der Vergleichbarkeit geben, wenn man der Frage nach dem Ursprung von Topoi nachgehen will.

Eine neue Aufarbeitung des von Curtius vorgelegten Materials konnte ohnehin nicht Aufgabe und Absicht eines Historikers sein. Dies führte zu dem Entschluß, einen anderen Stoff zu untersuchen, der manche Verwandtschaft, aber auch starke Unterschiede zur Toposfrage bietet: Die Benutzung der Bibel in der Hagiographie des frühen Mittelalters.

Verwandtschaft: Es handelt sich auch in diesem Fall um bewußte Benutzung eines älteren Buches. Bilder, Gleichnisse, Sprüche werden entlehnt; manches ließe

20 Günther GLAUCHE, Schullektüre im Mittelalter, Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissanceforschung 5 (1970).

sich unter den Toposbegriff bringen, etwa die Vorstellung von den Waffen des Glaubens, das Licht, das man nicht unter den Scheffel stellen soll, die Stadt auf dem Berge. Unterschiede: Die Bibel hebt sich von der klassischen Literatur der Antike dadurch ab, daß sie als Gottes Wort uneingeschränkte Verbindlichkeit besaß. Der Wille, dieses Buch als Gottes verbindliches Wort anzunehmen, reichte so weit, daß die Deutung des Hohen Liedes immer das Verhältnis des Menschen – ob nun als einzelne Person, als Maria oder als *ecclesia* – zu Gott im Liebeslied abgebildet fand.²¹ Dies läßt vor allen einzelnen Textbetrachtungen vermuten, daß der Blick auf die Bibelbenutzung doch in andere Bereiche führt, als das Schmücken eines Textes, die angemessene Ausdrucksweise, oder was sonst rhetorische Bildung fordern wollte oder konnte. Ferner: Biblische Stoffe und Gedanken waren für solche Zwecke nicht ähnlich dem rhetorischen Lehrstoff aufgearbeitet und rubriziert. Der Autor mußte, wie vor ihm der Heilige, aus seiner Kenntnis des gesamten biblischen corpus schöpfen, wie er sie in der Schule, in täglicher Lektüre, in liturgischen Begehungen, im Gespräch mit den *fratres* gewonnen hatte. Dies führte dazu, daß es neben immer wieder zitierten Schriftworten in großer Zahl auch solche gab, auf die man selten in Viten stößt. Die Hagiographie bietet sich für solche Untersuchung deshalb an, weil die Darstellung eines groß gesehenen Menschen auch ein höheres Maß an Gestaltung, die häufig strengere und bewußtere Auswahl des aufgenommenen Stoffes, insgesamt also die stärkere Formung gegenüber einer typischen historiographischen Gattung wie der Annale verlangte. Es mag zu denken geben, daß die intensivere Formung des Stoffes offenbar im Allgemeinen auch ein mehr an Schriftzitate und Topoi mit sich brachte.²²

Im Folgenden wird eine sehr begrenzte Anzahl von Heiligenviten in ihrer Schriftbenutzung kommentiert. Dabei geht es um erkennbare Schriftzitate oder um Anlehnungen an Bibelworte. Unberücksichtigt bleibt z. B. die Frage, wieweit die Evangelien literarische Vorbilder der Heiligenviten sein konnten, oder auch, wieweit die Sprache eines Vitenautors an der Vulgata oder an altlateinischen Bibelversionen gebildet ist. Das erkannte Schriftwort wird nun freilich in seinem Textzusammenhang gelassen und in diesem erklärt – ein Verfahren, das nur die Behandlung weniger Vitentexte zuläßt. Es ergibt sich daraus, daß statistische Fragen etwa nach der Bevorzugung einzelnen biblischer Bücher in einer bestimmten Epoche nicht verfolgt werden. So geht es um die Bedeutung des Schriftwortes im Leben des Heiligen und der sein Andenken begründenden Vita.

Hier sei hingewiesen auf die gelehrte Thèse von Marc van Uytfanghe.²³ Van Uytfanghe verfolgt jedoch ein anderes Ziel als ich, indem er auf bestimmte Typen

21 S. Friedrich OHLY, Hoheliedstudien, Schriften der Wissenschaftlichen Gesellschaft der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt/Main, Geisteswissenschaftliche Reihe I, Wiesbaden 1958.

22 Felix THÜRLEMANN, Der historische Diskurs bei Gregor von Tours, Topoi und Wirklichkeit, Geist und Werk der Zeiten 39, Bern-Frankfurt/Main 1974, stellt S. 100 fest, daß sich „der hagiographische Diskurs bei Gregor deutlich vom historischen unterscheidet“.

23 Marc VAN UYTFANGHE, Stylisation biblique et condition humaine dans l'hagiographie mérovingienne, 600–750, Verhandelingen van de Koninklijke Academie voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten van België, Klasse der Letteren, Jaargang 49 (1987) Nr. 120; meine

des Zitierens und der Exegese zielt, dann bestimmte Themen der Hagiographie (*La providence et la volonté de Dieu*; oder: *L'action de Satan ...*) und schließlich das Verhältnis zum irdischen Leben wie auch zu Tod und Jenseits nach ihren biblischen Grundlagen wie auch deren Veränderung in der Hagiographie untersucht. So bestehen beide Arbeiten nebeneinander mit geringen Überschneidungen, weshalb hier auf ein ständiges Verweisen verzichtet werden kann – der Interessierte wird ohnehin beide Arbeiten zurate ziehen.

Elf Vitentexte führen im Folgenden durch fünf Jahrhunderte; der Ausgang liegt im Südosten des Mittelmeerraumes im vierten Jahrhundert, und der Weg endet im neunten Jahrhundert an den nördlichen Grenzen der Christianisierung. Die behandelten Texte möchte ich zu den bedeutendsten der Gattung zählen. Solche Auswahl ist rigide, und es läßt sich nicht bestreiten, daß es ohne Willkür dabei kaum abgehen kann. Mit Recht wird man fragen können, weshalb die Texte Lérins fehlen, oder die Viten der Juraväter, die Martinsvita des Sulpicius Severus, die Viten des Germanus von Auxerre, der Radegunde oder Balthilde, des Leodegar oder Praefectus, des Emmeram oder Corbinian, oder des Bonifatius ... Doch jede Auswahl müßte wichtige Texte ausscheiden und wichtiger als ein vollständiger Vitenkanon erscheint die genaue Besprechung der einzelnen Texte.

Die Schriftworte selber werden in der Form zitiert, die der Vitentext gibt. Bisweilen ist dem der Wortlaut der Vulgata gegenübergestellt. Soweit die Schriftstellen in deutscher Sprache aufgeführt werden, ist nach Möglichkeit vermieden worden, eigene Übersetzungen der lateinischen Texte einzufügen; diese hätten sich sprachlich kaum von den eigenen Kommentierungen abgehoben. So sind die Übersetzungen Martin Luthers und Martin Bubers benutzt worden, obwohl diese nicht aus der lateinischen Bibel gearbeitet worden sind und folglich an dieser Stelle ungenau sein können. Hier hilft dann der mitgegebene Vulgatatext weiter. Ich wollte einen deutschen Bibeltext, der nicht anders als der lateinische Text damals die Alltagssprache des Lesers verläßt und sich durch Inhalt und – wenn dies heute noch gesagt werden darf – Ehrwürdigkeit aus dem Kontext heraushebt.

Frägt man nach der Rolle der Bibel für die Mönche, so ist zu bedenken, daß dieses Buch seine Leben bestimmende Gewalt ausübte, unabhängig von der Frage,

Rezension in *Francia* 16,1 (1987) S. 251–254. Victor SAXER, *Bible et Hagiographie*, Bern-Frankfurt-New York 1986, untersucht die frühen authentischen Märtyrerakten. Seine Beobachtung, daß die frühen Texte, wiewohl von biblischen Gedanken erfüllt, die Bibel nicht zitieren, die so erst zu einem späteren Zeitpunkt zu einem *recueil de référence* wird (S. 254), betrifft einen vor unseren Texten liegenden Zeitraum. Martin BIERMANN, *Die Leichenreden des Ambrosius von Mailand*, Hermes-Einzelschriften LXX, Stuttgart 1995, zeigt insbesondere bei der Behandlung der Reden auf Valentinian und Theodosius die Umsicht und Sorgfalt, mit der Ambrosius auf biblische Texte zurückgriff, um die verstorbenen Herrscher darzustellen. Es handelt sich hier freilich nicht um Hagiographie, aber doch um Charakterisierung und Beurteilung einer menschlichen Person. Einen kurzen Überblick, der die Gesichtspunkte der Christusnachfolge ins Zentrum rückt, bietet A. DEGL'INNOCENTI, *La Bibbia e l'hagiografia*, in: *La Bibbia nel Medioevo*, ed. Giuseppe Cremascoli e Claudio Leonardi, Bologna 1996, S. 341–362.

welche Textversion an welchem Ort zu welcher Zeit benutzt worden ist.²⁴ Treffend schrieb Wolfram von den Steinen: „Was von dem Buch der Bücher ausging, wirkte auf jene Jahrhunderte noch so urgründig, so grandios und in so unübersehbarer Fülle, daß Fragen der verbalen Einzelauslegung etwa so viel bedeuten mochten, wie hydrographische Untersuchungen für den, der zum ersten Mal den Rhein sieht“.²⁵ Bei vielen Heiligen, selbst bei vielen Vitenautoren wird man fragen müssen, ob sie sich je Rechenschaft davon abgelegt haben, daß die lateinische Bibel – von der griechischen oder gar der hebräischen braucht hier gar nicht erst geredet zu werden – in mehreren Rezensionen vorlag. Die hier gestellte Frage nach der Bedeutung des Bibeltextes in der Heiligenvita läßt sich nur mit dem Wortlaut des Bibelzitates, der Schrifthanleitung behandeln, wie er im Vitentext vorkommt, gleichgültig, welcher Rezension er angehört. Einige Worte zur Frage der in den Viten benutzten Bibelrezensionen sollen aber vorausgeschickt werden, wiewohl dies auf die Kommentierung der Vitentexte keinen Einfluß haben kann.

Zwar ist die Bibel das heilige Buch der Christenheit, diese Einschätzung hat aber nicht verhindert, daß der Text der aus vielen Jahrhunderten stammenden biblischen Bücher ständig in Bewegung war. So war denn die lateinische Bibel von Anfang an Gegenstand philologischer Bemühungen; und dies ist bis in unsere Tage so geblieben. Die gegenwärtigen Unternehmungen finden ihren wichtigsten Niederschlag in der römischen Vulgataausgabe und der Beuroner Edition der sogenannten *Vetus latina*. Es ist zu bedauern, daß aus diesen Editionsunternehmen noch keine neuere Gesamtdarstellung der Textentwicklung der lateinischen Bibel hervorgegangen ist. Deshalb sei auf die alte Arbeit von Samuel Berger verwiesen, obwohl dessen wichtigste These von der Mischung spanischer und insularer Texte im Frankenreich überholt ist, und auf *The Cambridge History of the Bible*.²⁶

Der als *Vulgata* bezeichnete Text trägt diesen Namen erst seit dem ausgehenden Mittelalter; unter *vulgata editio* verstand man an der Wende von der Antike zum Mittelalter die *Septuaginta*. Eine einheitliche Übersetzung ist die lateinische *Vulgata* nicht. Zum größten Teil geht sie auf die von Hieronymus unternommene Neuübersetzung zurück. Nachdem dieser zunächst im Auftrage Papst Damasus II. eine Revision einer älteren lateinischen Bibelübersetzung versucht hatte, entschloß sich

24 Zur Bibel in der Schule s. Pierre RICHÉ, *Education et culture dans l'occident barbare*, *Patristica Sorbonnensia*, Paris 1962, und *Le psautier, livre de lecture élémentaire d'après les vies des saints mérovingiens*, in: *Études Mérovingiennes*, Paris 1953.

25 Wolfram VON DEN STEINEN, *Notker der Dichter und seine geistige Welt I*, Bern 1948, S. 35; überhaupt kann man das Schulkapitel zu Notkers Leben nur mit größtem Nutzen lesen.

26 Samuel BERGER, *Histoire de la Vulgate pendant les premiers siècles du moyen âge*, Paris 1893; dazu Bonifatius FISCHER, *Bibelausgaben des frühen Mittelalters*, in: *Settimane di Studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo* 10 (1962), Spoleto 1963, S. 19–60. Ders., *Beiträge zur Geschichte der altlateinischen Bibeltexte, Vetus Latina*. Aus der Geschichte der lateinischen Bibel 12, Freiburg 1986. Diese Reihe enthält weitere Arbeiten zu Erforschung des lateinischen Bibeltextes. *The Cambridge History of the Bible*, vol. 2, *The West from the Fathers to the Reformation*, Cambridge 1969, darin besonders die Beiträge von Fr. E. F. SUTCLIFFE, *Jerome*, S. 80–101, und von Raphael LOEWE, *The Medieval History of the Latin Vulgata*, S. 102–154. Einen guten Einblick bietet der knappe, perspektivenreiche Band: Peter STOTZ, *Die Bibel auf Latein – unantastbar? Mediävistische Perspektiven* 3, Zürich 2011, 32015.

Hieronymus schließlich zu einer Neuübertragung aus dem hebräischen Text. Für den Psalter enthält die spätere Vulgata jedoch nicht diese Neuübertragung („iuxta Hebreos“), sondern die vorher gefertigte Revision eines altlateinischen Psalters nach der Hexapla des Origines (Psalterium Gallicanum, die römische Version blieb altlateinisch); dies geht auf die Tätigkeit Alkuins zurück. Hier ist die Neuübersetzung des Hieronymus also nicht offizieller Text geworden. Das Neue Testament der Vulgata ist keine Neuübertragung, sondern nur eine Revision eines altlateinischen Textes nach griechischen Vorlagen; die Urheberschaft des Hieronymus gilt nur für die Evangelien als gesichert.²⁷

Schwieriger liegen die Verhältnisse noch für die sogenannte *Vetus Latina*. Der Begriff suggeriert zu Unrecht die Vorstellung, es habe einen einzigen lateinischen Bibeltext vor Hieronymus gegeben. Tatsächlich führen die ältesten Spuren lateinischer Bibeltexte in das Nordafrika Cyprians (†258). Man rechnet dabei kaum mit einem einheitlichen Übersetzungsvorgang. Als Anfang vermutet man Teilübersetzungen der für den liturgischen Gebrauch benötigten Stücke.²⁸

Alle europäischen Textzeugen sind jünger und werden als Europäisierung des afrikanischen Textes charakterisiert.²⁹ Jedoch hat man nicht nur in Europa den afrikanischen Text rezensiert, sondern auch in Afrika selbst.³⁰ Nach den Ergebnissen der Forschung zumal im Zusammenhang mit der Edition der *Vetus Latina* wurde die Entwicklung des lateinischen Bibeltextes vornehmlich von Italien und Südgalien getragen,³¹ die hervorragenden Textzeugen sind dabei nicht die Vollbibeln, sondern Handschriften einzelner biblischer Bücher. Sehr häufig liegt ein Text der Hieronymusübersetzung zugrunde, der jedoch nach altlateinischen Texten revidiert wurde. Schrieb man ein gesamtes Bibelcorpus ab, wozu oft mehrere Bände benötigt wurden, so gab es immer auch Bücher, die in altlateinischer Version abgeschrieben wurden. So waren die Bibeltexte, die den Vitenautoren vorlagen, gleich in mehrfacher Hinsicht Mischversionen: Übernahm man ein Buch in der Übersetzung des Hieronymus, so waren darin Korrekturen nach altlateinischen Texten vorgenommen worden. Neben den nach altlateinischer Vorlage korrigierten Hieronymustexten standen aber Bücher in altlateinischer Version. Hinzu kommt, daß zu liturgischem Gebrauch gesonderte Psalterhandschriften – häufig um biblische Cantica erweitert – vorlagen. In der Liturgie aber hielten sich die Cantica besonders lange in

27 Dazu sei verwiesen W. J. FREDE, *Epistola ad Ephesos*, Freiburg i. Br. 1962–1964, Teil B, S. 29ff.

28 B. FISCHER *Bibelausgaben* S. 521; FISCHER schließt parallele Übersetzungen etwa in Rom und Gallien nicht aus.

29 B. FISCHER, *Genesis*, 4 Bde., 1951–1954; Bd. I, 14.

30 Augustinus blieb gegenüber dem Unternehmen des Hieronymus skeptisch und wurde selber tätig mit einer Revision nach der Septuaginta; s. D. DE BRUYNE, *Saint Augustin reviseur de la bible*, *Miscellanea Augustiniana* II, Roma 1931, S. 521–606, und J. SCHILDENBERGER, *Die Itala des hl. Augustinus*, *Colligere fragmenta*, Festschrift A. Dold, Texte und Arbeiten I,2, Beuron 1952, S. 84–102.

31 B. FISCHER, *Bibelausgaben*, S. 527–544.